

## Anmerkungen zum Wertehorizont der Bundesrepublik in den 1950er Jahren

Der geradezu obsessive Bezug der Medien auf die 1950er Jahre kennzeichnet mitnichten eine der üblichen modischen Konjunkturen mit kurzer Halbwertszeit. Schon 1978 glaubte *Der Spiegel* vor einem »Heimweh nach den falschen Fünfzigern« warnen zu müssen, und im Jahre 1984 titelte das Nachrichtenmagazin: »Mit Pepita voll im Trend«.<sup>1</sup> Seither, also seit mehr als einem Vierteljahrhundert, hat es unzählige Bücher, Zeitschriften- und Zeitungsserien über die 1950er Jahre gegeben, die zeigen, daß die Gründerzeit der Bundesrepublik zu einem mythisch umrankten Gedächtnisort geworden ist. Im Internet kann der Schnäppchenjäger – die 1950er Jahre sind ein riesiges Sammelgebiet geworden – in eigens dafür eingerichteten Katalogen nach Schallplatten, Kinderspielzeug, Haushaltsartikeln, Motorrollern und Mode aus jener Zeit fahnden. In der Kleinstadt Büdingen gibt es ein *50er Jahre Museum*, Germanisten geben das nach Wolfgang Koeppen benannte *Treibhaus. Ein Jahrbuch für die Literatur der fünfziger Jahre* heraus, die ARD bedient das Interesse des Publikums mit der Serie *Bräuteschule 1958*, in der das Funktionieren als perfekte Ehefrau gelehrt wird – die Beispielpalette ließe sich endlos verlängern, wobei selbstverständlich die jeweilige ätzend-kritische Begleitung nostalgischer Wohlgefühle ergänzend zu erwähnen wäre. Nun ist es beileibe nicht so, daß konservative Politiker bis hin zur Bundeskanzlerin offensiv für eine Rückkehr in die Vergangenheit werben würden – entsprechende Äußerungen beziehen sich in der Regel allein auf die damalige ökonomische Dynamik und eine angeblich bereits blühende Demokratie. Typisch ist demgegenüber selbst hier eine sachte Distanzierung hinsichtlich des damaligen Wertehorizonts, wie sie Angela Merkel als Parteivorsitzende auf der Festveranstaltung *60 Jahre CDU* im Juni 2005 vortrug: »Wir können und wollen nicht zurück zum Familien- und Frauenbild der 50er Jahre. Wir können und wollen nicht zurück zum gesellschaftspolitischen

1 Heimweh nach den falschen Fünfzigern. In: *Der Spiegel* 14/1978, S. 90; Mit Pepita voll im Trend. In: *Der Spiegel* 14/1984, S. 230 ff; Vgl. zur medialen Thematisierung der 1950er Jahre in den 1970er und 1980er Jahren Axel Schildt: *Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und »Zeitgeist«* in der Bundesrepublik der 50er Jahre. Hamburg: Christians 1995, S. 16 ff.

Rahmen jener Zeit. Wir alle sind gemeinsam weiter als damals.«<sup>2</sup> Und im Blick auf das »Wirtschaftswunder« ist in den letzten Jahren gerade von neoliberaler Seite, etwa der Propaganda-Agentur *Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft*, immer wieder bittere Kritik an fatalen Fehlentscheidungen im Wiederaufbau formuliert worden, vor allem am ordnungspolitischen Sündenfall der Einführung einer dynamischen Altersrente (1957). Allerdings kann das nichts an der alle politischen Richtungen überwölbenden Faszination ändern. Die 1950er Jahre stellen offenbar mittlerweile einen Sehnsuchtscontainer für Vorstellungen von ehrlicher Einfachheit, Harmonie und Zielgerichtetheit, Bescheidenheit und Leistungsbereitschaft, aber auch für sich öffnende individuelle Freiräume dar. Die Gründerzeit des westdeutschen Staates ist endgültig zum zentralen Referenzpunkt für gegenwärtige Wertedebatten avanciert, und selbst das Reden über die Chiffre 1968 unterstellt regelmäßig – ob in positiver oder negativer Konnotation – eine vorherige Gesellschaft der 1950er Jahre, von der es sich abzusetzen oder an der es festzuhalten gilt. Insofern lohnt ein zeitgeschichtlicher Blick auf den Wertehorizont dieser legendären Zeit, aber er ist mit gravierenden Problemen behaftet.

Über zwei Dinge läßt sich rasch Einigkeit erzielen. Zum einen hat die sozialwissenschaftliche Forschung zum Wertewandel in der westlichen Welt und damit auch in der Bundesrepublik Deutschland hinreichend deutlich herausgearbeitet, daß es eine beträchtliche Verschiebung des Wertehorizonts gegeben hat, die unsere Gegenwart schroff vom ersten Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg absetzen läßt. Zum anderen gibt es aus soziologischer Perspektive einen weitgehenden Konsens darüber, daß die Sattelphase eines strukturellen Umbruchs in der Moderne, von der industriellen zur postindustriellen Gesellschaft, für den Wertewandel ursächlich war und von diesem begleitet wurde, und daß die markanteste Phase dafür die »langen« dynamischen 1960er Jahre waren,<sup>3</sup> genauer gesagt die Phase zwischen der Mitte der 1960er und der Mitte der 1970er Jahre, als sich eine Sättigung des Wandlungsbedürfnisses in der Bevölkerung ergeben habe.<sup>4</sup> Dies ist im Blick auf die Ausbildung kommerzieller Jugendteilkulturen ausführlich dargestellt worden.<sup>5</sup>

2 Zit. nach der autorisierten Version: Rede der Vorsitzenden der CDU Deutschlands, Dr. Angela Merkel, anlässlich der Festveranstaltung »60 Jahre CDU« am 16. Juni 2005, Berlin [[http://www.cdu.de/doc/pdf/05\\_06\\_16\\_Rede\\_Merkel\\_60\\_Jahre\\_CDU.pdf](http://www.cdu.de/doc/pdf/05_06_16_Rede_Merkel_60_Jahre_CDU.pdf)].

3 Vgl. *Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften*. Hg. v. Axel Schildt / Detlef Siegfried / Karl Christian Lammers. Hamburg: Christians 2000.

4 Vgl. Helmut Klages: *Verlaufsanalyse eines Traditionsbruchs. Untersuchungen zum Einsetzen des Wertewandels in der Bundesrepublik Deutschland in den 60er Jahren*. In: *Staat und Parteien. Festschrift für Rudolf Morsey zum 65. Geburtstag*. Hg. v. Karl Dietrich Bracher u. a. Berlin: Duncker und Humblot 1992, S. 517–542.

5 Vgl. Detlef Siegfried: *Time is on my side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre*. Göttingen: Wallstein 2006.

Mit diesen beiden Grundannahmen ist das Feld der Gewißheiten allerdings bereits durchschritten. Vor allem sind die Deutungsmuster des wesentlichen Inhalts des Wertewandels nach wie vor strittig. Der Wertewandel wird in der international vergleichenden Pionierstudie von Ronald Inglehart als eine – positiv zu deutende und lang andauernde – lineare Verschiebung hin zum »Postmaterialismus« interpretiert,<sup>6</sup> während in der Bundesrepublik Noelle-Neumann in einer kulturpessimistisch grundierten Zusammenfassung einschlägiger demoskopischer Erhebungen davon ausging, daß sich bei den Wertvorstellungen eine Konvergenz ergeben habe, auf der einen Seite eine Verbürgerlichung der Arbeiter, auf der anderen Seite »umgekehrt eine Anpassung an Unterschichtenmentalität, den bürgerlichen Werten entgegengesetzte Haltungen«<sup>7</sup> im bürgerlichen Mittelstand zu konstatieren sei. Diese Haltungen wurden von ihr als »hedonistische« identifiziert. Schließlich ist schon sehr frühzeitig von dem Soziologen Helmut Klages eingewandt worden, daß man es in der gesellschaftlichen Realität ohnehin mit individuell und zeitlich divergierenden Vermischungen von Werten zu tun habe<sup>8</sup> – zweifellos eine zutreffende Beobachtung, die allerdings qualifizierende Aussagen noch fragwürdiger erscheinen läßt.

Die disziplinäre Unsicherheit der Historiker darüber, welchen heuristischen Wert die Wertewandelsforschung haben könnte und welche Untersuchungsansätze zu wählen wären, hängt darüber hinaus prinzipiell mit dem soziologischen Modell der Transformation traditioneller in irgendwie modernere Werte zusammen. Damit wird eine stillgestellte Gesellschaft vor dem Wertewandel suggeriert, während die gesamte sozial- und kulturhistorisch orientierte Zeitgeschichtsforschung mittlerweile gerade von den 1950er Jahren als einer Phase radikaler, tiefgreifender und aufregender Modernisierung ausgeht.<sup>9</sup> So werden etwa die Phänomene

6 Vgl. Ronald Inglehart: *Silent Revolution. Changing Values and Political Style*. Princeton: Princeton University Press 1977; ders.: *Kultureller Umbruch. Wertewandel in der westlichen Welt*. Frankfurt a. Main, New York: Campus 1989.

7 Elisabeth Noelle-Neumann: *Werden wir alle Proletarier?* Zürich: Edition Interfrom 1978, S. 20 f; vgl. auch Peter Kmiecik: *Wertstrukturen und Wertwandel in der Bundesrepublik Deutschland. Grundlagen einer interdisziplinären empirischen Wertforschung mit einer Sekundäranalyse von Umfragedaten*. Göttingen: Schwartz 1976.

8 Vgl. Helmut Klages: *Wertorientierungen im Wandel*. Frankfurt a. Main, New York: Campus 1985; *Werte und Wandel. Ergebnisse und Methoden einer Forschungstradition*. Hg. v. Helmut Klages/Hans-Jürgen Hippler/Willi Herbert. Frankfurt a. Main: Campus 1992; Helmut Klages: *Traditionsbruch als Herausforderung. Perspektiven der Wertewandelsgesellschaft*. Frankfurt a. Main: Campus 1993.

9 Vgl. die programmatischen Aufsätze von Hans-Peter Schwarz: *Modernisierung oder Restauration? Einige Vorfragen zur künftigen Sozialgeschichtsforschung über die Ära Adenauer*. In: *Rheinland-Westfalen im Industriezeitalter*. Hg. v. Kurt Düwell/Wolfgang Köllmann. Wuppertal: Hammer 1984, Bd. 3, S. 278–293; ders.: *Die Fünfziger Jahre als Epochenäzür*. In: *Wege in die Zeitgeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Gerhard Schulz*. Hg. v. Jürgen Heideking u. a. Berlin, New York: De Gruyter 1989, S. 473–496; *Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft in den 50er Jahren*. Hg. v. Axel Schildt/

einer Sehnsucht nach übersichtlichen Sozialverhältnissen, die in der Popularität der sattsam bekannten Heimatfilme sichtbar werden, auch als sozialpsychologisch nachvollziehbarer Eskapismus zumindest in der medial geprägten Freizeit erklärt, der dazu diene, das Tempo der lebensweltlichen Veränderungen und zunehmende Kompliziertheit sozialer Rollenzuschreibungen auszuhalten. In dieser Weise sind die »janusköpfigen 50er Jahre«<sup>10</sup> eben nicht einfach und übersichtlich, sondern im Gegenteil von diffizilen Ambivalenzen gekennzeichnet. Der Begriff der »Modernisierung unter konservativen Auspizien«<sup>11</sup> ist dafür nach wie vor treffend, weil er zur Suche nach solchen Ambivalenzen auffordert.

Die zweite Unsicherheit aus historiographischer Sicht hängt fundamental mit der Werte-Begrifflichkeit zusammen: Welche Quellen sollen uns Auskunft über Werte geben? Stützen wir uns auf die Zeugnisse öffentlicher Diskurse zu einschlägigen Themen – wie Familie und Erziehung, Wissenschaft und Kultur, Konsum, Freizeit und Medien, Nation und Gesellschaft usw. – können wir uns ein Bild von der veröffentlichten Meinung machen und bei hinreichend breitem Untersuchungsspektrum auch begründete Aussagen zu Meinungstrends treffen. Es lassen sich aber von der Sphäre öffentlicher Diskurse nur sehr indirekte und durch andere Beispiele, die jeweils unschwer zu finden wären, anfechtbare Schlüsse auf den Wertehorizont der Bevölkerung oder von Bevölkerungsgruppen ziehen. Wie diese sich ein sinnvolles, erfülltes Leben vorstellten, welche Werte sie besonders hochhielten und praktisch umzusetzen suchten, ist uns nicht zugänglich – es sei denn auf dem Weg narrativer, sogenannter »lebensgeschichtlicher« Interviews. Allerdings präntendieren darauf basierende Darstellungen keine Repräsentativität im sozialwissenschaftlichen Sinne, sondern laden zur Bildung von Typen der Narration ein. Zudem läßt die zeitliche Distanz von Erfahrung und Erzählung durch weitere Erfahrungen, nicht zuletzt Medienerfahrungen, nicht mehr eine »Rekonstruktion« von Vergangenheit, sondern nur die Konstruktion eines Vergangenheitsbildes entstehen. Auch die zeitgenössische demoskopische Forschung stellt nur eine Behelfsbrücke zur Ermittlung vergangener Werthaltungen dar. Abgesehen von den zahlreichen methodischen Fallen von Befragungen – nicht zuletzt durch Reduktion von Komplexität in scheinbar alternativen Angeboten für Stellungnahmen, aber auch durch den Konformitätsdruck in medialisierten Gesellschaften – wurden in der

Arnold Sywottek. Bonn: Dietz 1993; Schildt, *Moderne Zeiten* (wie Anm. 1); aus diesem Grund wurde auch für den erwähnten Sammelband über die 60er Jahre der Titel »Dynamische Zeiten« (wie Anm. 3) gewählt, um nicht den Aufbruch aus einem Stillstand zu suggerieren.

10 Die janusköpfigen 50er Jahre. Hg. v. Georg Bollenbeck / Gerhard Kaiser. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2000.

11 Christoph Kleßmann: Ein stolzes Schiff und krächzende Möwen. Die Geschichte der Bundesrepublik und ihrer Kritiker. In: *Geschichte und Gesellschaft* 4 / 1985, S. 476–496, hier S. 485.

Regel Meinungen zu Sachverhalten erfragt, die wiederum bestenfalls Indizien für Werthaltungen identifizieren lassen. Und da die Demoskopie ein in Deutschland relativ neues sozialwissenschaftliches Instrumentarium zur Verfügung darstellt,<sup>12</sup> fehlt zudem die Möglichkeit der Bildung langer Reihen, die mindestens die Zwischenkriegszeit als Vergleichsfolie aufscheinen ließen. Daß aber die Entwicklungen von Werten sich in einem längeren Rhythmus verändern als bloße Meinungen, stellt wiederum einen sozialwissenschaftlichen Konsens dar. Insofern soll betont werden, daß eine zeitgeschichtliche Betrachtung nie beanspruchen kann, den Werthaushalt einer Gesellschaft oder auch nur gesellschaftlicher Gruppen exakt zu erfassen. In der Kombination der Deutung von Verhaltensmustern – in der Politik und Kirche ebenso wie in den Sphären des Alltags von Betrieb und Freizeit, der allgemeinen öffentlichen wie auch fachwissenschaftlicher Diskurse von der Biologie bis zur Pädagogik – lassen sich allenfalls Puzzleteile mit einiger Plausibilität zusammenfügen, die hilfswise mit dem Begriff des »Wertehorizonts« belegt werden sollen. Der »Horizont« besagt nämlich, daß es sich um Orientierungen, ideale Konstrukte, in der Ferne handelt, die öffentlich verhandelt und verbindlich sein sollten, aber längst nicht von allen angenommen oder überhaupt beachtet wurden. Da es nicht möglich erscheint, das Lebensgefühl, die Hoffnungen, Ängste, Wünsche, Pläne, Vorlieben und Abneigungen der Menschen, also ihren Wertehorizont für die Gesellschaft der 1950er Jahre zu rekonstruieren, weil Quellen, die ein scharf konturiertes repräsentatives Bild entstehen ließen, dafür kaum zur Verfügung stehen, wird es sich bei den folgenden Ausführungen eher um ein weich gezeichnetes Portrait handeln, dessen Farben und Formen sich aus vielfältigen indirekten Hinweisen ergeben.

Als Ausgangspunkt der Betrachtung gilt die Annahme, daß die langfristigen Wertbestände, anders als bloße Meinungsäußerungen, nicht ohne biographische und generationelle Kontinuitäten zu denken sind, die in die Zwischenkriegszeit und in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg verweisen. Natürlich hatten die Menschen auch die bitteren Erfahrungen der zweiten Kriegshälfte und der unmittelbaren Nachkriegszeit zu verarbeiten, aber die längere und prägende Zeit lag bei der Mehrheit der Bevölkerung in der vorhergehenden Zeit, wobei hier zwischen unterschiedlichen Erfahrungen verschiedener Generationen zu differenzieren wäre. In

12 Vgl. Alexander Gallus/Martin Lühe: Öffentliche Meinung und Demoskopie. Opladen: Leske und Budrich 1998; Christoph Weischer: Das Unternehmen »Empirische Sozialforschung«. Strukturen, Praktiken und Leitbilder der Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland. München: Oldenbourg 2004; demnächst erscheint dazu auch: Anja Kruke: Zwischen Verwissenschaftlichung und Medialisierung. Demoskopie und ihre Auswirkungen auf den politischen Markt der Bundesrepublik 1949 bis 1990. Düsseldorf: Droste 2007.

der Gründerzeit der Bundesrepublik sind typologisch die noch im 19. Jahrhundert geborenen »Wilhelminer«, die Generation der Jahrhundertwende bzw. »Kriegsjugendgeneration« und die HJ- bzw. Flakhelfergeneration zu berücksichtigen.<sup>13</sup>

Die Bundesrepublik, dies ergibt sich schon aus dem Erfahrungsgepäck dieser Generationen, war Anfang der 1950er Jahre noch nicht das, was wir uns heute unter einer westlich-liberalen Zivilgesellschaft vorstellen, wie es bisweilen durch muntere Bildbände suggeriert wird. Die Gesellschaft der westdeutschen Gründerzeit scheint im Rückblick sogar mehr Ähnlichkeiten mit der Zeit der 1920er und 1930er Jahre aufzuweisen als mit der Gegenwart der 80er und 90er Jahre.

Wie läßt sich die Situation um 1950 charakterisieren? Seit dem Ende des Krieges waren erst wenige Jahre vergangen, und die Erleichterung, daß es danach doch nicht so schlimm gekommen war, wie es viele befürchtet hatten, war allenthalben spürbar, besonders bei jenen, die sich aktiv fördernd in das NS-Regime verstrickt hatten und Angst vor radikaler Entnazifizierung gehabt hatten. Die Läden waren gut gefüllt, und in den Zeitungen erschienen sogar wieder Anzeigen für Schlankheitsmittel. Auf der anderen Seite bildeten die Trauer um getötete Familienangehörige, quälende Sorgen um Vermißte, Obdachlosigkeit und Fluchtschicksale nicht eine abgestreifte Vergangenheit, sondern prägten durchaus noch den Alltag – von den Suchmeldungen des Roten Kreuzes im Radio bis zu den immerhin zwei Millionen Kriegsversehrten (1950) beider Weltkriege, die im Straßenbild sichtbar an das zurückliegende Grauen erinnerten. Auf der Gesellschaft der 1950er Jahre lagen noch die langen Schatten des Krieges.<sup>14</sup>

Aber nicht allein der Krieg und die Nachkriegszeit lagen als »schlechte Zeit« hinter den Menschen, sondern eben eine lange Kette von Einbrüchen in die Normalität ihres Lebens, die mindestens bis zum Ersten Weltkrieg zurückreichte. Die Bürgerkriegswirren der Weimarer Republik, die Inflation, die Weltwirtschaftskrise und dann schließlich die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs und seine Folgen wurden als Kontinuum aufgefaßt. Dazwischen hatte es nur kurze Phasen gegeben, die für viele ein besseres Leben verhießen: die Scheinblüte der Weimarer Republik zwischen Inflation und Weltwirtschaftskrise und, vielen Zeitgenossen noch weit positiver in Erinnerung, die sogenannten »Friedensjahre« des »Dritten Reiches«.

13 Vgl. zahlreiche Hinweise in: Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert. Hg. v. Jürgen Reulecke. München: Oldenbourg 2003.

14 Vgl. dazu Axel Schildt: Die langen Schatten des Krieges über der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft. In: Der Zweite Weltkrieg in Europa. Erfahrung und Erinnerung. Hg. v. Jörg Echternkamp/ Stefan Martens. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh 2007. S. 223–236.

Dies bildet den Hintergrund für eine repräsentative Erhebung des Instituts für Demoskopie Allensbach Ende 1951, in der danach gefragt wurde, wann es Deutschland im 20. Jahrhundert am besten gegangen sei. Die übergroße Mehrheit antwortete, das »Dritte Reich« (44 Prozent) oder das Kaiserreich vor 1914 (43 Prozent) seien Deutschlands beste Zeit gewesen, nur sieben Prozent nannten die Weimarer Republik, und noch weiter hinten rangierte mit zwei Prozent die »Zeit seit 1945«. Bei der Frage nach der schlechtesten Zeit hingegen nannten 80 Prozent die Besatzungszeit von 1945 bis 1949, während der Zweite Weltkrieg – ebenso wie die Weimarer Republik – nur von acht Prozent und die Friedensjahre des »Dritten Reiches« nur von zwei Prozent besonders negativ bewertet wurden.<sup>15</sup>

Angesichts der kriegेरischen Zumutungen und sozialen Notlagen in der dramatischen ersten Hälfte des Jahrhunderts wünschten die meisten Menschen zunächst einmal die Rückkehr zu einem »normalen« zivilen Leben in Ruhe und Sicherheit. Was mit dem Schlagwort der Herstellung von »Normalität« die Wiedergewinnung bürgerlicher Gesellschaft verhiess, konstituierte bewußtseinsmäßig eine komplizierte Gemengelage von Kontinuitätssträngen aus unterschiedlichen Provenienzen der Zwischenkriegszeit wie – als negative Folie der katastrophalen 1940er Jahre – und natürlich der neuen Momente in der »Modernisierung im Wiederaufbau«, die allmählich und mit zeitlichem Abstand in wachsendem Maße den Horizont der Zeitgenossen bestimmten. Es dauerte einige Jahre, bis sich die Nebel der sozialen Unübersichtlichkeit lichteten und die strukturellen Kontinuitäten der bürgerlichen Gesellschaft deutlich wurden. Und diese Gesellschaft – selbst wiederum ein neuer Quell der Verhaltensunsicherheit – veränderte sich unter der durchaus mißverständlichen Formel vom »Wiederaufbau« in rasantem Tempo. Die Formel vom »Neon-Biedermeier« oder, immer wieder zitiert, vom »motorisierten Biedermeier« (Erich Kästner) wurde schon von den Zeitgenossen bemüht, um den bis in die Ästhetik reichenden Widerspruch von Modernisierung und besonders auffälligem Sicherheitsstreben begrifflich einzuhegen.

In diesem Zusammenhang ist das Ergebnis einer anderen Erhebung des Allensbacher Instituts für Demoskopie aus den frühen 50er Jahren zu lesen. Einem repräsentativen Querschnitt der westdeutschen Bevölkerung wurde eine Liste vorgelegt, auf der angekreuzt werden sollte, was es heiße, wenn jemand »bürgerliche Gesinnung« habe. Überwiegend wurde die Auffassung vertreten, dies sei der Fall, wenn jemand »für Ruhe und Ordnung, nicht radikal« sei, »ein anständiger Mensch«, der »sein Auskommen hat und sein Geld gut einteilt«. Nicht der Gegensatz von Kapital und Arbeit, sondern der positive Bezug auf bürgerliche Tugenden, mit denen

15 Vgl. Schildt, *Moderne Zeiten* (wie Anm. 1), S. 306 ff.

allein eine verlässliche Orientierung in der modernen Welt, der Wiederaufstieg und das sich Wiedereinrichten möglich zu sein schienen, bestimmten die »Weltanschauung« der Bevölkerung. In diesem Zusammenhang verwundert es nicht, daß die 50er Jahre eine Hochkonjunktur von »Benimm-Literatur« im weitesten Sinne erlebten, eingeschlossen Ratgeberrubriken in Illustrierten und Fernsehzeitschriften wie »Fragen Sie Frau Irene« in der »Hör Zu«, hinter der sich der bereits in der Zwischenkriegszeit mit Ratgeber-Büchern hervorgetretene Walter von Hollander verbarg.<sup>16</sup>

Häufig angesprochen wurden dabei Fragen der Erziehung. Vor allem sollte der Respekt der Kinder und Jugendlichen vor den Erwachsenen gewahrt bleiben. In einer bundesweiten repräsentativen Umfrage des EMNID-Instituts über Erziehungsziele rangierten 1951 hinter »Ordnungsliebe und Fleiß« (41 Prozent der Nennungen) »Selbständigkeit und freier Wille« (28 Prozent) und »Gehorsam und Unterordnung« (25 Prozent). Kaum etwas illustriert den Wandel von Wertmaßstäben und damit den Abstand zu den frühen 50er Jahren so deutlich wie die Ergebnisse der gleichen Umfrage dreißig Jahre später, als Selbständigkeit und freier Wille mit Abstand die höchste Wertschätzung erhielten (52 Prozent), während Gehorsam und Unterordnung kaum noch als erstrebenswerte Tugenden erschienen (8 Prozent).<sup>17</sup>

Es hieße den zeithistorischen Kontext allerdings unzulässig zu verkürzen, wenn den Menschen der frühen Bundesrepublik retrospektiv ein Optimismus zugeschrieben würde, den manche Politiker heute gern in diese glorreiche Zeit verlegen. Schon die vorsichtige Hoffnung auf ein besseres Leben auf längere Sicht nach der »schlechten Zeit« schien 1950 vielmehr reichlich gewagt. Die nach der Währungsreform ansteigende Arbeitslosigkeit erreichte im März jenes Jahres mit 12 Prozent ihren Höhepunkt. Daß die Durchschnittslöhne und -einkommen sich gleichzeitig etwa auf dem bereits am Vorabend des Ersten Weltkriegs und dann wieder Ende der 1920er und Ende der 1930er Jahre erreichten Stand befanden, wurde nicht als Beginn eines langen Anstiegs des Lebensstandards wahrgenommen, sondern legte vielmehr die bange Frage nahe, ob nicht bald wieder ein katastrophaler Einbruch erfolgen könne. Die seit den 1950er Jahren einsetzende Wohlstandsentwicklung befand sich außerhalb der Vorstellungskraft der Zeitgenossen. Man kann die

<sup>16</sup> Vgl. Axel Schildt: Bürgerliche Gesellschaft und kleinbürgerliche Geborgenheit – zur Mentalität im westdeutschen Wiederaufbau. In: Kleinbürger. Zur Kulturgeschichte des begrenzten Bewußtseins. Hg. v. Thomas Althaus. Tübingen: Attempo 2001, S. 295–312.

<sup>17</sup> Eine Generation später. Bundesrepublik Deutschland 1953–1979. Hg. v. Elisabeth Noelle-Neumann / Edgar Piel. Allensbach: Institut für Demoskopie 1981.



Gründerzeit der Bundesrepublik durchaus als Gesellschaft tiefsitzender Ängste konturieren, die wiederum das außerordentliche Streben nach Sicherheit erklärlich machen.<sup>18</sup>

Die offenbar tief empfundene Verhaltensunsicherheit und untergründige Ängste wurden aus verschiedenen Quellen gespeist. Eine weitere – sehr wichtige – waren die katastrophalen Kriegs- und Nachkriegserfahrungen des zurückliegenden Jahrzehnts,<sup>19</sup> die sich mit der manifesten Angst vor einem neuen, dritten Weltkrieg mischten, der diesmal mit atomaren Waffen über Deutschland hinweg ausgetragen werden würde. Im Februar 1950 kam eine repräsentative amerikanische Erhebung zum Ergebnis, daß 57 Prozent der Bundesbürger davon überzeugt waren, einen dritten Weltkrieg innerhalb der nächsten zehn Jahre zu erleben. Und Studien des EMNID-Instituts zufolge hielten es in diesem Zeitraum zwei Drittel der Bundesbürger für zu unsicher, überhaupt Lebenspläne auf längere Sicht zu machen.<sup>20</sup>

Eine eher abstrakte Kriegsangst verband sich mit virulenter »Russenfurcht«. Deren sattsam bekannte und erfolgreiche innenpolitische Funktionalisierung durch die konservativen Regierungsparteien gegen eine Sozialdemokratie, die sich ihrerseits in der Gegnerschaft gegen den Bolschewismus nicht übertreffen lassen wollte, wurzelte nicht nur in Propaganda, sondern in realen Erfahrungen und noch mehr in deren millionenfacher Kolportage auch unterhalb der Medienöffentlichkeit. Die Angst vor dem Kommunismus bildete also auch erfahrungsgeschichtlich wohl eine der kräftigsten Kontinuitätslinien vom »Dritten Reich« in die Wiederaufbaugesellschaft der Bundesrepublik. Der Zusammenhang von Außenangst und Binnenangst war dabei so eng, daß deren Trennung nur analytischer Natur sein könnte. Dies prägte auch die politische Kultur, das subjektive Ambiente des Kalten Krieges. Im festen Arsenal der in der ersten Hälfte der 1950er Jahre ideologisch hegemonialen Abendlandapothese stand die gleichermaßen nach innen wie nach

18 Vgl. den wichtigen Beitrag von Hans Braun: Das Streben nach Sicherheit in den 50er Jahren. Soziale und politische Ursachen und Erscheinungsformen. In: *Archiv für Sozialgeschichte* 28/1978, S. 279–306.

19 Vgl. den psychohistorischen Forschungsansatz in: *Life After Death. Approaches to a Cultural and Social History of Europe during the 1940s and 1950s*. Hg. v. Richard Bessel / Dirk Schumann. Cambridge: Cambridge University Press 2003.

20 Vgl. Michael Geyer: Der Kalte Krieg, die Deutschen und die Angst. Die westdeutsche Opposition gegen Wiederbewaffnung und Kernwaffen. In: *Nachkrieg in Deutschland*. Hg. v. Klaus Naumann. Hamburg: Hamburger Edition 2001, S. 267–318; Axel Schildt: »German Angst«. Überlegungen zur Mentalitätsgeschichte der Bundesrepublik. In: *Geschichte als Experiment. Studien zu Politik, Kultur und Alltag im 19. und 20. Jahrhundert*. Festschrift für Adelheid von Saldern. Hg. v. Daniela Münkel / Jutta Schwarzkopf. Frankfurt a. Main, New York: Campus 2004, S. 87–97.

außen gerichtete Konstruktion eines metaphysischen Gegensatzes zwischen freiheitlichem Westen und kollektivistischem Osten, der einen weiten Raum für historische Analogien eröffnete.<sup>21</sup>

Die angedeuteten Gegenwarts- und Zukunftsängste ließen, wie bereits erwähnt, starke Sehnsüchte nach den verlorenen »guten alten Zeiten« entstehen. Angesichts der perspektivlosen Zukunft war es kein Wunder, daß Nostalgie einen zentralen Platz im mentalen Haushalt vieler Menschen einnahm. Die wehmütige Sehnsucht nach der »guten alten Zeit« verband sich bei vielen Menschen zudem mit der Trauer um die verlorene Heimat. Die Kombination dieser Gefühlswelten fand bekanntlich seinen Ausdruck in dem kommerziell so erfolgreichen eigenartigen Genre des »Heimatfilms«, das immerhin ein Fünftel der westdeutschen Filmproduktion zwischen 1947 und 1960 ausmachte. Wenn man Filme als »Tagträume der Gesellschaft« (Siegfried Kracauer) auffaßt, dann bieten die »Heimatfilme« der frühen 50er Jahre, die vielen heutigen Betrachtern bestenfalls Lachtränen abnötigen, reichen Anschauungsunterricht für die soziale Psyche der frühen Bundesrepublik. In der verkitschten Pseudoheimat dieser Filme »stimmten« die sozialen Zusammenhänge noch, die infolge des Krieges und der Nachkriegswirren undeutlich geworden waren. Vorzugsweise im dörflichen Milieu spielend, mit Oberförster und Töchterlein, Bauern, bildungsbürgerlichen Honoratioren wie dem Herrn Pfarrer und dem Herrn Lehrer, zeigten die Heimatfilme eine heile Welt, die natürlich auch in früheren Zeiten so nie existiert hatte. Nicht selten war es ein verarmter Großgrundbesitzer aus dem Osten, der sein Auskommen als Verwalter eines Gutes und im *happy end* durch Heirat einer schönen Tochter des Dorfes auch sein Glück in der neuen Heimat fand. Einen bemerkenswerten Höhepunkt erklomm der Heimatfilm mit »Grün ist die Heide« (1952), der mit schon vor 1945 bekannten und beliebten Stars Sonja Ziemann, Rudolf Prack, Otto Gebühr, Willi Fritsch und anderen besetzt war, in der Lüneburger Heide spielte und zusätzlich Heimatklänge aus dem Riesengebirge integrierte – und dies alles in modernster Farbfilm-Technik. Millionen von Zuschauern waren begeistert.<sup>22</sup>

21 Vgl. Axel Schildt: Zwischen Abendland und Amerika. Studien zur westdeutschen Ideenlandschaft der 50er Jahre. München: Oldenbourg 1999, S. 21 ff.

22 Vgl. Willi Höfig: Der deutsche Heimatfilm 1947–1960. Stuttgart: Enke 1973; Der deutsche Heimatfilm. Bildwelten und Weltbilder. Bilder, Texte, Analysen zu 70 Jahren deutscher Filmgesellschaft. Hg. v. Wolfgang Kaschuba. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1989; Bärbel Westermann: Nationale Identität im Spielfilm der fünfziger Jahre. Frankfurt a. Main: Lang 1990; Manuela Fiedler: Heimat im deutschen Film. Ein Mythos zwischen Regression und Utopie. Alfeld: Coppi-Verlag 1995; Jürgen Trimborn: Der deutsche Heimatfilm der fünfziger Jahre. Motive, Symbole und Handlungsmuster. Köln: Teiresias-Verlag 1998; Claudia Beindorf: Terror des Idylls. Die kulturelle Konstruktion von Gemeinschaften in Heimatfilm und Landsbygdffilm 1930–1960. Baden-Baden: Nomos 2001; Johannes von Moltke: No

Das Wieder- und Neueinrichten der Bundesbürger, wichtigstes Ziel ausweislich aller demoskopischen Umfragen, vollzog sich also auf einem Untergrund manifester Ängste um die Verlässlichkeit und Stabilität der neuen, besseren Verhältnisse. Aus diesem Ziel, sich bald wieder in den eigenen »vier Wänden« einzurichten und eine komfortable Privatsphäre herzustellen, wie man sie »in den guten alten Zeiten« besessen oder auch nur erträumt hatte, läßt sich der Wertehorizont dieser Zeit zu einem beträchtlichen Teil erklären.

Schon den Zeitgenossen fiel als charakteristischer Zug der 1950er Jahre der Rückzug in die neu gewonnene Häuslichkeit auf. Sie wurde von kritischen Sozialwissenschaftlern als »Regression in den kleinfamiliären Gruppenegoismus« (Jürgen Habermas, 1953) gescholten oder auf die Formel vom »privaten Heim als Fluchtburg« (Hans-Paul Bahrdt) gebracht. Ein ganzes Bündel von Gründen beförderte sicherlich die inkriminierte Verhaltensweise. Die extrem langen Arbeitstage ließen häufig gar keine Aktivitäten außerhalb des Hauses mehr zu, weder kräfte- noch zeitmäßig. Zudem wurde die Priorität eindeutig darauf gesetzt, Anschaffungen für den Haushalt zu tätigen, auf langlebige Konsumgüter hin zu sparen und dafür auf manche Vergnügung zu verzichten. Hinzu trat aber wohl auch eine Art Nachholbedürfnis familiärer Gemeinsamkeit nach den katastrophalen Kriegs- und Nachkriegszeiten.<sup>23</sup>

Indirekte Hinweise auf die Wertewelt der westdeutschen Bevölkerung vermitteln die Stilpräferenzen für die eigenen vier Wände. Das Institut für Demoskopie legte Mitte der 1950er Jahre einem repräsentativen Querschnitt der Bevölkerung die Abbildungen von vier Wohnzimmern mit unterschiedlichem Stil der Einrichtung zur Auswahl vor. Das Ergebnis war eindeutig: Mehr als die Hälfte bevorzugte dasjenige mit einem wuchtigen Wohnzimmerschrank, dem Eßtisch in der Mitte, den Stühlen mit geschwungener Lehne und einem klobigen Polstersessel des »Markenzeichens« Gelsenkirchener Barock. Nur eine kleine Minderheit schätzte dagegen am meisten das Wohnzimmer mit den im Rückblick typischen Insignien der 50er Jahre wie Nierentisch, Schalensessel und flexibler Stehlampe.<sup>24</sup> Das Streben

places like home. Locations of Heimat in German cinema. Berkeley: University of California Press 2005. Für eine quantitative Analyse des Filmangebots der 1950er Jahre vgl. Martin Osterland: Gesellschaftsbilder in Filmen. Eine soziologische Untersuchung der Jahre 1949 bis 1964. Stuttgart: Enke 1970.

<sup>23</sup> Vgl. Schildt, *Moderne Zeiten* (wie Anm. 1), S. 110 ff.

<sup>24</sup> Vgl. *Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1947–1955*. Hg. v. Elisabeth Noelle-Neumann/Erich Peter Neumann. Allensbach: Verlag für Demoskopie 1956, S. 110 f.

nach biederer, eben »bürgerlicher« »Gemütlichkeit« und gleichzeitig der Wunsch, die bereits erreichte Sekuritätsstufe ausdrücken zu können, erscheinen als typisch für die Beschreibung der Mentalität breiter Schichten der Bevölkerung.<sup>25</sup>

Nicht das Leitbild des engagierten *citoyen*, sondern des konsumorientierten Kleinbürgers bestimmte den Werthorizont der 1950er Jahre, ablesbar an verschiedenen Umfragen, die auswiesen, daß die Bevölkerung der frühen Bundesrepublik sich zu mehr als zwei Dritteln nicht für Politik interessierte. Dem niedrigen Niveau des politischen Interesses entsprach der geringe Informationsgrad über die institutionellen Regelungen des parlamentarischen Systems. Jeweils zwei Dritteln der Bevölkerung war es in der Frühphase der Bundesrepublik unbekannt, daß der eigene Wahlkreis durch einen Abgeordneten im Parlament vertreten war, und ebenso viele besaßen nicht einmal ungefähre Vorstellungen über den Gang der Gesetzgebung. Die Arbeitsweise des Bundestags und die Funktion des Bundesrates war mehr als neun Zehnteln der repräsentativ befragten Bürger unbekannt.<sup>26</sup>

Diese Mischung von Desinteresse und Uninformiertheit ging einher mit der Disposition zu autoritären Einstellungen, die bei etlichen Umfragen geradezu erschreckende Ergebnisse zeitigten (sie blieben deshalb auch zum Teil in den Schubladen der behördlichen Auftraggeber, gestempelt mit »Streng vertraulich« oder sogar »Geheim«). Besonders heikel war der Flaggen- und Hymnenstreit zu Beginn der 1950er Jahre. Eine relative Mehrheit der Bevölkerung votierte in Umfragen für die alten kaiserlichen Farben »schwarz-weiß-rot«, die auch von den Nationalsozialisten geschätzt worden waren, und nur etwa ein Fünftel der Befragten sprach sich für »schwarz-rot-gold« aus, obwohl ja auch diese Farben eine Tradition – von 1848 bis zur Weimarer Republik – aufzuweisen hatten. Während in diesem Fall die demokratischen Farben »von oben« durchgesetzt wurden, siegte »Volkes Stimme« im Hymnenkampf. Alle Versuche, eine neue und historisch unbelastete Weise zu finden, fanden nur schwache Sympathien, etwa die von Rudolf Alexander Schröder gedichtete »Hymne an Deutschland«, die probeweise im Radio dargeboten wurde. Drei Viertel der Bevölkerung wollte sich nicht vom gewohnten »Deutschlandlied« trennen, von dem nun allerdings nur noch die dritte Strophe gesungen werden durfte.<sup>27</sup>

25 Vgl. Michael Wildt: Am Beginn der »Konsumgesellschaft«. Mangelersahrung, Lebenshaltung, Zukunftshoffnung in Westdeutschland in den fünfziger Jahren. Hamburg: Ergebnisse-Verlag 1994.

26 Vgl. Schildt, Moderne Zeiten (wie Anm. 1), S. 315 ff.

27 Vgl. Peter Reichel: Schwarz-Rot-Gold. Kleine Geschichte deutscher Nationalsymbole nach 1945. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 2005. Zum allgemeinen Hintergrund vgl. Edgar Wolfrum: Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948–1990. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1999.

Diese Beispiele zeigen, wie stark ganz allgemein noch zu Beginn der 1950er Jahre die Orientierung an der »besseren« Vergangenheit den Vorstellungshorizont prägte. Dies meinte mehr als nur die »guten« braunen Zeiten, aber auch diese warfen doch ihre diffusen Schatten auf die politische Kultur jener Jahre und wirkten nach in hohen Präferenzanteilen für autoritäre Regime, die monarchistische Staatsform – und etwa beim Zustandekommen einer Liste, die durch Beantwortung der Frage gebildet wurde: »Welcher große Deutsche hat Ihrer Ansicht nach am meisten für Deutschland geleistet?« (Institut für Demoskopie Allensbach) Noch 1952 entschieden sich 36 Prozent für Bismarck, 9 Prozent für Hitler, 7 Prozent für Friedrich den Großen und lediglich 3 Prozent für Adenauer. Parallel zum allmählichen Verblassen der Fixiertheit auf die »guten alten Zeiten« veränderte sich dann die Reihenfolge der Anerkennung. Bereits Mitte der 1950er Jahre überholte der amtierende Bundeskanzler den ehemaligen Kanzler des Kaiserreichs, und 1967 – in seinem Todesjahr – stand der »Alte von Rhöndorf« mit 60 Prozent im Zenit des Respekts, weit vor dem »eisernen Preußen« mit 17 Prozent, während der Diktator des »Dritten Reiches« kaum mehr eine Rolle spielte.<sup>28</sup>

Adenauer – in dieser Hinsicht ein historischer Glücksfall – personifizierte glaubwürdig die erwünschte Rückkehr zu Zivilität und Bürgerlichkeit. Die große Mehrheit der Bevölkerung, paralysiert durch die Niederlage, die Zerstörung, die zurückliegenden Leiden und die aktuelle Lebensnot, war nur zu willig, ihr Schicksal einer Vater- – oder besser – Großvaterfigur anzuvertrauen. Adenauer, so läßt sich im Rückblick aus einiger Distanz formulieren, war auch die geeignete Person zur Organisation der Akzeptanz für die Demokratie westlichen Zuschnitts auch gegenüber denjenigen, die ihre kulturelle Höherwertigkeit gegenüber dem kollektivistischen Bolschewismus und zivilisatorisch flachen Amerikanismus gleichermaßen betonten. Daß Deutschland Amerika technisch unterlegen, aber kulturell haushoch überlegen sei, wurde in Umfragen der 1950er Jahre immer wieder bestätigt und als Niederlage der intensiven Bemühungen der Westalliierten zur *re-education* und *re-orientation* bewertet. Die Westoption entsprang zunächst einer realpolitischen Einsicht, wurde aber erst sehr allmählich – eher im generationellen Wandel denn als breiter Lernprozeß der älteren Generationen – von der Übernahme westlicher Werte begleitet. Entsprechende Auseinandersetzungen um die massenkulturelle sogenannte »Amerikanisierung« eskalierten zwar erst eine Dekade später, waren aber auch schon in den 1950er Jahren virulent.<sup>29</sup>

28 Vgl. Schildt, *Moderne Zeiten* (wie Anm. 1), S. 320.

29 Vgl. Anselm Doering-Manteuffel: *Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1999; Bernd Greiner: »Test the West«. Über die Amerikanisierung der Bundesrepublik Deutschland. In: *Westbindungen. Amerika in der Bundes-*

Allerdings schien die neue Konsumgesellschaft die Ablösung autoritärer und die Durchsetzung pluralistischer Denkmuster zu befördern. Sicherlich etwas übertrieben hinsichtlich der bereits erreichten Realität und auch der Stilisierung früherer Zeiten, aber in der Tendenz zutreffend interpretierte der junge Ralf Dahrendorf in seiner »soziologischen Analyse der Gegenwart« demoskopische Befunde dahingehend, daß »persönliches Erfolgsstreben, Freizeitorientierung, Konsumorientierung, Individualismus, betonte Ablehnung aller militärischen Disziplin, Sachlichkeit, Materialismus« dominant geworden seien »im Gegensatz zur heroischen, gemeinschaftsbetonten, arbeitsamen Vergangenheit«. Die Durchsetzung einer auf den privaten Vorteil bedachten und »stark individualisierenden Wertwelt« begleitete die Durchsetzung der Konsum- und Wohlstandsgesellschaft.<sup>30</sup>

Aber sicherlich sollte auch die westdeutsche Entwicklung in ihrer Phase am Ende des Wiederaufbaus nicht zu einem unhistorischen Gesetz hypostasiert werden. Die Durchsetzung einer modernen bürgerlichen Zivilgesellschaft verläuft offenkundig ebenso wenig als bloße Begleitung wirtschaftlicher und sozialer Abläufe wie umgekehrt diese notwendig eine nivellierte Idiotie von bewußtlosen Konsumenten hervorbringen. Gefragt ist dagegen eine konkrete Analyse der zeitspezifischen Umstände, durch die aus der Bundesrepublik eine Gesellschaft westlichen Zuschnitts in ihren neuen Ambivalenzen und Widersprüchen wurde.

republik. Hg. v. Heinz Bude/Bernd Greiner. Hamburg: Hamburger Edition 1999, S. 16–54; Axel Schildt: Sind die Westdeutschen amerikanisiert worden? Zur zeitgeschichtlichen Erforschung kulturellen Transfers und seiner Folgen nach dem Zweiten Weltkrieg. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B 50/2000, S. 3–10.

30 Ralf Dahrendorf: *Gesellschaft und Freiheit. Zur soziologischen Analyse der Gegenwart*. München: Piper 1961, S. 315; ders.: *Die neue Gesellschaft. Soziale Strukturwandlungen der Nachkriegszeit*. In: *Bestandaufnahme 1962*. Hg. v. Hans Werner Richter. München: Desch 1962, S. 215; ders.: *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*. München: Piper 1965, S. 470 f.